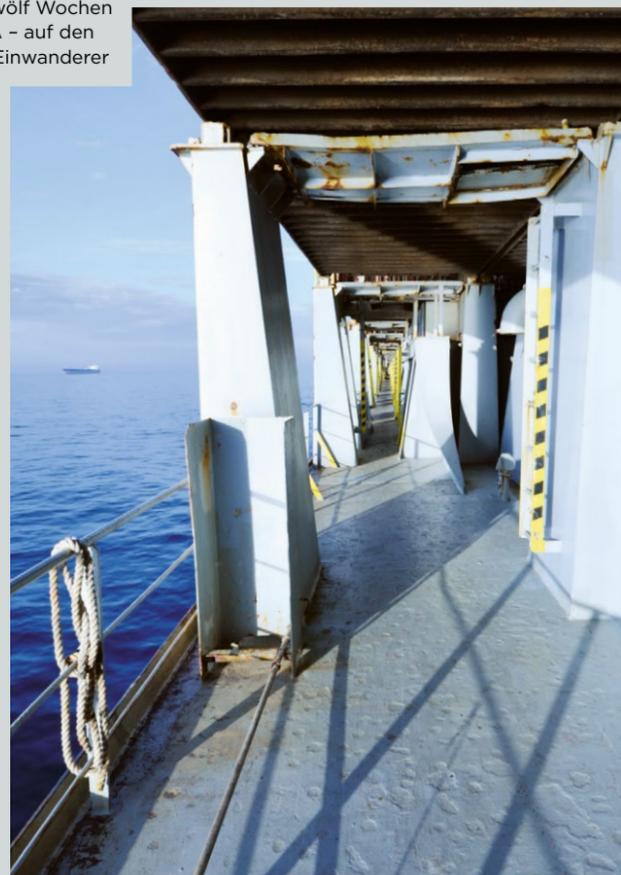




Die Weltenbummlerin bereiste nach ihrer Frachtschiff-tour zwölf Staaten in zwölf Wochen in den USA – auf den Spuren der Einwanderer



WIE LEBT ES SICH auf einem Frachtschiff?

Kein Internet. Keine Landgänge. Kein Programm. Marion Hahnfeldt schipperte als einzige Frau unter 18 Männern Richtung USA. Schiffbruch erlitt sie nicht, aber das SEE-ABENTEUER flutete ihr Inneres

Der Hurrikan kommt von Westen. Die Ausläufer jagen die Wellen übers Meer, sie reißen an der M/V Lisbon, sie heben das 300 Meter lange Schiff, lassen es fallen, als wäre es eine Feder. Der Wind rüttelt an den Containern, Regen peitscht, es ist, als erwachten die Kräfte mit jedem Schlag neu.

Seit fünf Tagen befindet sich mein Frachtschiff auf dem Weg von Bremerhaven nach Charleston über den Atlantik in die USA. 2.500 Kilometer liegen hinter uns, genauso viel noch vor uns. Einen Grund zur Sorge wegen des Sturms hat dennoch niemand. „It's normal“, sagt Albert Nedra Burac, der Zweite Offizier mit hinreißendem Lächeln. Dabei ist nichts normal auf einer Reise wie dieser, für mich als allein reisende Frau unter 18 Männern.

Ich hätte fliegen können, das wäre schneller gegangen. Ich hätte das Kreuzfahrtschiff nehmen können, das wäre bequemer gewesen. Aber ich verfolgte die Idee, 200 Jahre nach dem Beginn der großen Auswanderungswelle auf den Spuren der deutschen Siedler von Bremerhaven nach New York zu reisen, auf dem rauen Seeweg.

Vor Antritt der Reise sah ich mich seekrank und leidend vor Angst einer unberechenbaren Crew ausgesetzt, eingetroffen davon ist nichts. Im Gegenteil. Noch vor dem Start lerne ich meine

erste Lektion: Pläne sind zum Brechen da. Und so bin ich zunächst nicht nach New York unterwegs, die Passage wurde von der Reederei kurzfristig geändert, stattdessen geht es Richtung South Carolina nach Charleston.

Das Leben wirkt eigenartig an Bord dieses Riesendampfers mit seinem Seemannsgarn, mit seinen Regeln. Es ist rau, spartanisch, dazu kommen die Hitze im Maschinenraum, der Schmutz und der Lärm. Das Schiff knarzt und stöhnt, die Container reißen an den Halterungen, ächzend, so als wollten sie sich befreien, an Schlaf ist zunächst kaum zu denken. Aus Angst. Vor Aufregung. Und im Kopf rotieren pausenlos meine Gedanken. Allein an Bord. Kein Internet. Kein Telefon. Niemand Nahestehendes in der Nähe, den ich erreichen kann.

Doch während ich mich in den ersten zwei Tagen eher zaghaft über die Decks bewege, sitze ich ein paar Abende später bereits zusammen mit der Crew im Mannschaftsraum, wir trinken Bier und singen Karaoke, wir reden über unsere Träume und darüber, wie es sich lebt, einsam auf dem Meer zu reisen, der Familie oft für Monate entrissen. Sehnsucht zieht sich wie ein roter Faden durch ihre Geschichten.

So wie die Wellen unermüdlich ihrem Rhythmus folgen, finden auch meine Tage ihren Ablauf. Morgens treffe ich mich zum ersten Kaffee und Small Talk

mit dem philippinischen Koch in der Küche, das Mittagessen verbringe ich in Gesellschaft des Kapitäns in der Offiziersmesse, und da ich nachts selbst bei ruhiger See selten schlafen kann, vertreibe ich mir die Zeit auf der Brücke bei den Offizieren. Sie erklären mir die Navigation, wir tauschen Erinnerungen aus, zeigen uns Fotos, niemand kommt mir zu nahe, ich werde respektiert.

Ich kann tun und lassen, was ich will. Ich bewege mich frei über die Decks, klettere über die Treppen bis hoch zum Schornstein, wieder runter bis zum Maschinenraum. Ich bin frei, gleichzeitig umsorgt. Der Kapitän rüstet mich mit Filmen über seine russische Heimat aus, der Koch kocht eigens für mich vegetarisch, hier ein freundliches Hallo, da ein aufmunterndes Nicken. Ich lese, ich fotografiere, ich finde mich bei allem ein Stück weit selbst. Mein Lieblingsplatz ist vorn am Bug, die Füße über der Reling baumelnd. Das letzte Mal, als ich so viel Frieden empfand, liegt lange zurück.



MARION HAHNFELDT lebt in Lübeck. Seit mehr als 25 Jahren arbeitet sie als Journalistin. Ihr Blog über ihre gesamte Reise ist nachzulesen auf www.threemonths.de